

schen Begründungsmuster kirchlicher sozialer Arbeit (286–319), die bis zur Stunde in der Pastoraltheologie diskutiert werden (zum Beispiel Diakonat; die Grundvollzüge der Gemeinde, Option für die Armen, Theologie der Befreiung und Soziallehre, Solidarität u.a.). Breiten Raum nimmt schließlich noch ein Abschnitt über die „Caritas im Sozialstaat“ von heute ein: Was dort über deren integrative, alternative und anwaltschaftliche Funktion und schließlich über deren Verwirklichung an der Basis von Pfarre und Diözese ausgeführt wird, erweist sich, wie das gesamte Werk, für jede(n) als Fundgrube, ob er (sie) nun in der Praxis kirchlicher Sozialarbeit steht oder diese Praxis theologisch zu reflektieren und motivieren versucht.

Man wird dieses Werk natürlich auch mit kritischen Augen lesen dürfen und wird dann, je nachdem man es zum Beispiel aus sozialhistorischer oder systematisch-theologischer Perspektive liest, auch auf Lücken stoßen; die historischen Zusammenhänge werden oft nur angedeutet und theologische Grundfragen nur „andiskutiert“. Diese Theoriegeschichte der sozialen Arbeit der Kirche leistet der Praktischen Theologie einen wertvollen Dienst, weil sie der von manchen als bloße Modeerscheinung empfundenen Diskussion um eine „solidarische Pastoral“ eine solide sozial- und theologiegeschichtliche Basis bietet. Sie macht vor allem deutlich, daß Caritas eine theologisch-wissenschaftliche Grundlegung und eine „theologische Analyse der Gegenwartssituation“ (K. Rahner) notwendig hat, damit sie die vielfältige Not der Menschen mit den „Augen des Glaubens“ wahrnehmen und im Blick auf die Praxis Jesu wenden kann. Das Buch Lehnerts macht Mut, weil es wissenschaftlich klarstellt, daß die Kirche „durch alle gesellschaftlichen Wandlungen hindurch im Zugehen auf Arme, Notleidende und Unterdrückte die Begegnung mit jenem gesucht hat, von dem sie sich gesendet weiß“ (372). Die Aufgabe, Caritas in diesem Sinn zu begründen, wird der Theologie von keiner anderen Wissenschaft abgenommen.

Innsbruck

Franz Weber

Besprechungen

Der Eingang der Rezensionen kann nicht gesondert betätigt werden. Die Korrekturen werden von der Redaktion besorgt. Bei Überschreitung des Umfangs ist mit Kürzungen zu rechnen. Nach Erscheinen der Besprechungen erhalten die Rezensenten einen, die Verlage zwei Belege.

AKTUELLE FRAGEN

■ SCHMIDINGER HEINRICH (Hg.), *Vor-Bilder. Realität und Illusion*. Salzburger Hochschulwochen 1996. Styria, Graz 1996. (295). Kart. S 280,-.

Der Band dokumentiert den Festvortrag und die Vorlesungen der Salzburger Hochschulwochen 1996. Es ist bemerkenswert, daß es in der Erziehungswissenschaft um das Vorbild ziemlich still geworden ist, obwohl Leitbilder in der Erziehung nach wie vor ihre Bedeutung haben. Diese Ambivalenz kommt schon darin zum Ausdruck, daß die Titel der Vorlesungen des Religionspädagogen A. Bucher (*Renaissance der Vorbilder?*) und der Pädagogin U. Frost (*Erziehung durch Vorbilder?*) mit einem Fragezeichen versehen sind. H. Barz überlegt die Frage nach den veränderten Leitbildern von den gesellschaftlichen Veränderungen her. R. Strubel macht anhand therapeutischer Prozesse deutlich, welche Rolle Leitbilder bei der Entwicklung und Gesundung von Menschen haben. W. Wickler setzt sich mit der genetischen und epigenetischen Prägung auseinander, die für das Überleben von Arten und Individuen wichtig ist. Er hält es für angebracht, die geltenden Gottesbilder und die daraus abgeleiteten moralischen Ansprüche immer wieder neu zu überprüfen an den ebenfalls von Gott kommenden Vorgaben der Natur. A. Angenendt zeigt anhand der Geschichte auf, daß es immer schon beides gegeben hat, die Orientierung am Vorhandenen, dem möglichst gut zu entsprechen war, wie auch ein eigenständiges und kreatives Verhalten, das zu neuen Lösungen geführt hat. In der Spannung dieser Doppelorientierung ist das eigene Gesicht immer stärker hervorgetreten; seine Sichtbarkeit und Bedeutung nehmen zu. G. Fuchs (*Die Bilder durch Bilder austreiben*) und J. Werbick (*Bilder sind Herausforderungen*) machen die theologischen Hintergründe sichtbar, indem sie über die Gottebenbildlichkeit des Menschen und eine notwendig bildhafte Rede von Gott nachdenken. Es ist ein Verdienst der Salzburger Hochschulwochen, die Frage nach Bild und Vorbild neu

thematisiert zu haben. Bilder sind ja nicht nur in der Erziehung von Bedeutung; sie sind – trotz der Gefahren, die in ihnen liegen – für das Leben unverzichtbar. Die einzelnen Vorlesungen sind von hoher Qualität; sie bringen die gesellschaftlichen und weltanschaulichen Veränderungen zur Sprache, die zu einem veränderten Umgang mit Bildern geführt haben; sie machen aber auch sichtbar, daß Bilder eine urtümliche und prägende Kraft haben. Es wird verständlich, daß nicht nur ein verhängnisvoller Mißbrauch von Vorbildern zu einem tief sitzenden Mißtrauen geführt hat, sondern daß der lang andauernde Prozeß einer emanzipatorischen Individualisierung und Subjektorientierung die pädagogische Vorbildorientierung ausgehöhlt hat.

Was zwar vereinzelt zur Sprache kommt, aber nicht eigens thematisiert wird, ist allerdings die Radikalität, der dieser Prozeß gegenwärtig unterliegt. Es geht heute nicht mehr nur um eine möglichst subjektbezogene Aneignung einer transzendenten Wirklichkeit, sondern um deren Verlust. Das Transzendente, das dem Menschen vorgegeben und zugleich sein Ziel ist, wird ersetzt durch eine vom Menschen konstruierte Wirklichkeit, über die man sich im besten Fall in langwierigen Diskursen einigen kann. Damit aber bekommen auch die Bilder eine grundlegend andere Bedeutung; sie werden zu Abbildern oder Vorbildern einer vom Menschen geschaffenen Wirklichkeit.

Linz

Josef Janda

■ DANIELCZYK RUDOLF, *neue fibel für christen*. Weltbild und Handeln. Versöhnung der neuen Bibelinterpretation mit der heutigen Welt-sicht. Druck- und Verlagshaus Thaur, 1997. (274). Kart.

Grundanliegen dieses Buches ist die „Inkulturation des Christentums in die wissenschaftlich-technische Denkweise des 20. Jahrhunderts“. (230). In drei großen Teilen (27–253) spricht Danielczyk Themen der Dogmatik, Fundamental- und Moralthologie an; am Ende finden sich ein Anhang (254–266) mit erläuternden Texten sowie die Anmerkungen (267–274).

Die Lektüre dieser „Fibel“ hinterläßt eine Ambivalenz an Eindrücken: Einerseits ist das Bemühen, traditionell formulierte, christliche Lehre mit dem Selbstverständnis einer „heutigen Welt-sicht“ zu konfrontieren (und in gewisser Weise auch zu transformieren), uneingeschränkt zu würdigen. Andererseits aber geben sowohl die vorausgesetzte hermeneutische Option („Versöhnung“) sowie einige daraus folgende Thesen die-

ses Buches Anlaß zu kritischen Rückfragen, die hier kurz zur Sprache kommen sollen:

Danielczyk legt seinen Überlegungen immer wieder einen Begriff von „Inkulturation“ zugrunde, der sich am früheren Modell von „Schale“ und „Kern“ orientiert. So ist zum Beispiel von einer „Übertragung des Inhalts in eine andere Kultur“ (109) die Rede sowie davon, daß man auf „eine leichte Verstehbarkeit im neuen Kulturkreis“ noch „zusätzlich“ [?] (ebd.) Wert legen könne. „Inkulturation“ erscheint hier als die Transposition eines an sich feststehenden Inhalts in eine andere – „zusätzlich“ gegebene – Umwelt. Demgemäß muß Danielczyk folgern: „Solche Neuinterpretation darf jedoch die grundlegenden wesentlichen Aussagen über Gott und Mensch nicht ändern“ (ebd.). Nur von diesem sehr starren Begriff von „Inkulturation“ her lassen sich weitere Gedankengänge verstehen wie zum Beispiel die Aufforderung, aus der Bibel „die wesentlichen, zeitlos gültigen Aussagen herauszufiltern“ (219). Noch viel fragwürdiger ist allerdings die vorausgesetzte Option der „Versöhnung“ biblischer Denkformen mit technisch-wissenschaftlichen Kategorien, die eigentlich einer Assimilierung gleichkommt; schon in der Einleitung wird vom Christentum gefordert, daß es mit dem heutigen Wissen „verträglich“ sei: „Es muß ‚inkulturiert‘ werden“ (16). Immer wieder wird ein solches – nicht näher definiertes – „Inkulturieren-Müssen“ (vgl. 128) angesprochen, das sich letztlich kritiklos einem naturwissenschaftlichen Verstehenshorizont fügt. Angesichts dieser hermeneutischen Einseitigkeit ist es auch kein Wunder, wenn der Autor meint: „Eine solche neue Darstellung des Christentums sollte in den nach westlichem Vorbild (wissenschaftlich) geschulten Schichten der ganzen Welt verständlich sein, zum Beispiel auch im fernen Osten“ (129). Solche und andere Formulierungen (vgl. die Einteilung der verschiedenen kulturellen „Entwicklungsstufen“ [163]) wirken angesichts der Bemühungen um eine Theorie kontextueller Theologie, wie sie gegenwärtig diskutiert wird, nicht ermutigend.

Schwere Bedenken löst der theologische Umgang Danielczyks mit dem AT aus: „Der Gott des AT ist der furchterregende Schöpfergott, dem der Mensch sich nicht nahen kann. Der Gott des NT ist der liebende Vatergott, der in Christus die Leiden der Welt mitträgt und den Menschen nahe ist, bei ihnen wohnt“ (63). – Eine solche Sicht und Einschätzung des AT findet sich durchgehend in dieser „Fibel“ (vgl. 17, 111, 167, 194, 245) und ist offenbar ein Symptom dafür, daß antisemitische und markionitische Tendenzen in der christlichen Theologie nicht so leicht zu überwinden sind.